

UBI

Universitätsbibliothek
Innsbruck



632151

tenhammer,
[Hrsg.]

Das Geschlecht, das sich (un)eins ist?

Frauenforschung und Geschlechtergeschichte
in den Kulturwissenschaften



STUDIENVerlag

Sieglinde Klettenhammer, Elfriede Pöder (Hrsg.)
Das Geschlecht, das sich (un)eins ist?

Sieglinde Klettenhammer, Elfriede Pöder (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Astrid Obernosterer

Das Geschlecht, das sich (un)eins ist?

Frauenforschung und Geschlechtergeschichte
in den Kulturwissenschaften

UB Innsbruck



+C74795301

STUDIENVerlag
Innsbruck-Wien-München

(632.151)

Gedruckt mit Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr in Wien, die Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung, das Bundeskanzleramt, Abteilung Frauenangelegenheiten und Verbraucherschutz, das Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales, die Vorarlberger Landesregierung, die Universität Innsbruck und die Kulturabteilung der Südtiroler Landesregierung



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Das Geschlecht, das sich (un)eins ist? : Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften / Sieglinde Klettenhammer ; Elfriede Pöder (Hrsg.). - Innsbruck ; Wien ; München : Studien-Verl., 1999
ISBN 3-7065-1349-8

© 2000 by StudienVerlag Ges.m.b.H., Amraser Straße 118, A-6010 Innsbruck
e-mail: studienverlag@netway.at • Internet: <http://www.studienverlag.at>

Layout und Umschlaggestaltung: STUDIENVerlag/Bernhard Klammer
Umschlag unter Verwendung eines Bildes von Andrea Pöder („Mondblume“)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier



2000:5370

11E
BS. 7000

Inhalt

Einleitung 7

Überblicke

Kornelia Hauser

Gender: Die Verwandlung eines sozialen Vergesellschaftungs-Phänomens
in ein Zeichensystem 15

Erna Appelt

Geschlecht als Machtkonfiguration 27

Margret Friedrich

Konstruktionen – Rekonstruktionen – Dekonstruktionen. Frauenforschung,
feministische Wissenschaft, gender studies in der Geschichtswissenschaft 43

Bilder – und immer wieder anders?

Otta Wenskus

Amazonen zwischen Mythos und Ethnographie 63

Sabine Comploi/Brigitte Truschnegg/Lisa Noggler

Geschlechterrollen in der antiken Ethnographie 73

Michaela Ralser

Die Seele ist (k)ein weites Land. Zaunreiterin in den Gärten der Vernunft 88

Maria Wolf

Mutterschaft und Moderne. Die Vergesellschaftung der Bindekräfte des Lebendigen _ 109

Monika Fink

„Mulier taceat in musica?“

Das Frauenbild in Musiktheorie und Kompositionsgeschichte 131

Ursula A. Schneider

Christliche Dichterin oder Hexe? Christine Lavant in der Rezeption 142

Andere Blicke – Andere Zugänge

Andrea B. Braidt

Geschlechterkonstruktion im Film: Kritische Anmerkungen zum
angloamerikanischen Blickparadigma 163

Helga Peskoller
Die Kunst der Berührung. Randnotizen zu einem Paradigma des Performativen _____ 174

Sybille-Karin Moser
Die Kunst, die Geschichte der Kunst zu schreiben. Männersache, Frauensache
oder eine Frage der Kultur? _____ 188

Wolfgang Meixner
Die Macht der Differenz. Geschlechterspezifische Zugänge in der
Geschichtswissenschaft _____ 213

Manfred Kienpointner
Feministische Linguistik. Trends, Resultate, praktische Anwendungen _____ 228

Sylvia Wallinger-Ge
Spiel im Morgengrauen: Homo ludens zwischen Eros und Tod _____ 246

Das Subjekt – das nicht eins ist?

Ursula Mathis-Moser
Ist Simone de Beauvoir tot? Kritische Bemerkungen zu einer Feministin _____ 257

Elfriede Pöder

„Weibliches“ Vermögen: Ich-Konstruktionen – Subjekt-Positionen.
Literaturwissenschaftliche Feminismen. Exemplarische Anwendungen auf den
Bereich Lyrik _____ 269

Sibylle Moser
Das Dilemma mit dem Selbst. Feministische Autobiographik aus der Sicht
konstruktivistischer Theorieangebote _____ 286

Andrea Oberhuber

Cette parole/écriture qui n'en est pas une: Weibliche Stimmen im
Spiegel feministischer Fragestellungen seit '68 _____ 299

Sieglinde Klettenhammer
Nach wie vor Alpträume von „mörderischen“ Verhältnissen? Schreibweisen
österreichischer Autorinnen seit den 80er Jahren _____ 318

Monika Jonas
Frauen und Literatur im Mittelalter _____ 342

AutorInnen _____ 354

Einleitung

Der vorliegende Band präsentiert Beiträge, die aus der interdisziplinären Ringvorlesung „Das Geschlecht, das sich (un)eins ist? Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften“, die im Wintersemester 1998/1999 an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck stattfand, hervorgegangen sind und mit deren Planung wir im Frühjahr 1997 begonnen hatten.

Unsere ursprüngliche Absicht war die Projektierung einer regelmäßig stattfindenden interphilologischen Frauenforschungs-Lehrveranstaltungsreihe, zu der diese Ringvorlesung den Auftakt bilden sollte.¹ Erste diesbezügliche Vorüberlegungen trafen wir 1996 in wiederholt geführten Gesprächen im Zusammenhang mit der Implementierung des Universitätsorganisationsgesetzes 9 (UoG) 93 und der anstehenden Neugestaltung der Studienpläne im Rahmen des neuen Universitäts-Studiengesetzes (UniStG). Diese Gespräche waren vom Nachdenken über die gesellschaftliche Relevanz des eigenen Faches, der Reflexion der Rolle der Geisteswissenschaften heute und Vorschlägen zur Überführung der scheinbar alten/veralteten ‚Geisteswissenschaften‘ in die ‚Kulturwissenschaften‘ begleitet. Besonders aber beschäftigte uns die Brisanz der Lage für die feministische Forschung und die gender studies: Brisant deshalb, weil neben Ressourcenfragen u.a. auch neue Wissenschafts-Diskurse zur Debatte standen/steht, deren unterschiedliche Rezeptionen auch Tendenzen zeigen, ‚Kultur‘ – und das meint nicht zuletzt auch die Art und Weise, wie sich eine jeweilige Gesellschaft an die Organisation, Struktur und Regulierung der Beziehungen unter und zwischen den Geschlechtern erinnert und welche Ausdrucksformen sie diesen überhaupt ermöglicht – unter Ausblendung sozialer Bedingungen und geschichtlicher Prozesse in ein durchaus amüsantes aber eben auch unverbindliches Spiel der Zeichen zu überführen.

Nicht von ungefähr erinnerten wir uns an das Jahr 1986: Damals wurde die dritte österreichische Frauen-Sommeruniversität in Innsbruck abgehalten², im Wintersemester 1986/1987 dann erstmals ein interdisziplinäres Frauenforschungseminar angeboten, das bis 1990 regelmäßig an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck stattfand.³ Ergebnis dieser gemeinsamen Initiativen waren die schrittweise Herausbildung von Frauen-

1 Inzwischen konnte eine Arbeitsgruppe von Wissenschaftlerinnen der Geisteswissenschaften Innsbruck der Fakultät ein fertig ausgearbeitetes Konzept für einen nicht nur interphilologischen, sondern interfakultären Wahlfachstudiengang „Feministische Gesellschafts- und Kulturanalyse“ unterbreiten, der bereits im Wintersemester 1999/2000 als Modellprojekt startet.

2 Die dritte österreichische Frauensommeruniversität dokumentiert der Band: Anni Bell/Eva Fleischer/Hildegard Knapp/Itta Tenschert [Hrsg.]: *Furien in Uni-Form*. 3. Österreichische Frauensommeruniversität 1986. Innsbruck: Vorort 1987.

3 Siehe Judith Bachmann/Elisabeth Grabner-Niel/Gertraud Ladner/Anna Rottensteiner/Roswitha Tschenet/Michaela Zacke-Hollenstein [Hrsg.]: *Frauen-Bunt im Uni-Grau*. Dokumentation des ersten interdisziplinären Frauenforschungseminars, WS 86/87. Innsbruck: Schriftenreihe des Instituts für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck 1987 [= Impulse zur Erwachsenenbildung und Hochschuldidaktik, Bd. 7].

forschungsschwerpunkten bzw. die Einrichtung von Lehrveranstaltungen mit frauenspezifischen und feministischen Themenstellungen an einzelnen Instituten einzelner Fakultäten.

Dennoch: Nach mehr als zehn Jahren schien uns die disziplinäre Verankerung und Etablierung des Wissensbereichs ‚Frauenforschung und Geschlechtergeschichte‘ in Innsbruck immer noch weit mehr im Vordergrund zu stehen als Formen inter- oder transdisziplinärer Zusammenarbeit. Ein Effekt dieser Tatsache ist zum einen die Aufsplitterung geschlechterspezifischer Forschung in disziplinäre Spezialforschungsbereiche und darhüt einhergehend die mangelnde Vernetzung der einzelnen Wissenschaftlerinnen untereinander sowie ein fehlendes Kommunikationsforum, das den Dialog auch mit Interessierten aus anderen Praxisfeldern ermöglicht; zum anderen ein Defizit in bezug auf die Ausbildung der Studierenden und zwar im Hinblick auf die Fähigkeit, über die Grenzen des eigenen Faches hinauszublicken – letzterem können die neuen, flexibleren Studienpläne durchaus entgegenwirken.

Beides, die Ringvorlesung und der vorliegende Sammelband, verstehen sich sowohl als Beiträge zur Ent-Disziplinierung und zur Sondierung künftiger Zusammenarbeitsmöglichkeiten als auch als Standortbestimmung theoretischer und methodischer Positionen, die gegenwärtig von in Innsbruck Forschenden und Lehrenden eingenommen werden. Als öffentliches Forum für die Präsentation laufender Forschungsprojekte knüpfen sie an den Mitte der 80er Jahre auch in Innsbruck von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen initiierten Dialog über Frauen- und Geschlechterforschung an und führen ihn weiter. Zwei Initiatorinnen und Referentinnen des ersten Interdisziplinären Frauenforschungsseminars von 1986/1987, Sylvia Wallinger-Ge und Ursula Mathis-Moser, sind auch wieder Beiträgerinnen dieses Sammelbandes.

Traditionslinien können auf unterschiedliche Arten und Weisen sichtbar gemacht und nachgezeichnet werden, unter anderem auch intertextuell, wie es der Ringvorlesungs- und Bandtitel ‚Das Geschlecht, das sich (un)eins ist?‘ versucht. Er ruft Luce Irigarays 1979 in deutschsprachiger Übersetzung erschienene Sammlung von Aufsätzen unter dem Titel ‚Das Geschlecht, das nicht eins ist‘ in Erinnerung und damit auch eine Zeit, in der sich innerhalb der feministischen Theorie die Leitdifferenz ‚sex-gender‘ durchzusetzen begann und vehement Fragen nach dem Subjekt-Status der Frau, nach ihrem Artikulationsort, nach ihrer Sprache in der Gesellschaft und in deren kulturellen Symbolsystemen gestellt wurden, kurz, eine Zeit der Durchquerung ‚männlicher‘ Diskurse, die in der Erkenntnis mündete: ‚LA femme n'existe pas‘. Zugleich erinnert ‚Das Geschlecht, das sich (un)eins ist?‘ jedoch auch an emanzipatorische Entwürfe jenseits der das Geschlechterverhältnis prägenden Subjekt-Objekt-Relation, die trotz aller Vorbehalte gegen symbolische Ordnungen, wie beispielsweise jene der Sprache, immer noch in Sprache gefaßt werden und die Konzepte des Subjekts ‚Frau‘ als Gegendiskurse zur herrschenden Ordnung entwickeln. Gerade aber die Frage nach dem ‚Subjekt‘ und die die feministische Theorie und Forschungspraxis der 80er Jahre tragende Leitdifferenz von ‚sex-gender‘ scheinen durch die Herausforderungen des Poststrukturalismus, durch neue kulturwissenschaftliche Paradigmata, die den Textbegriff ausweiten und ‚Kultur‘ als etwas Transitorisches ohne Wertbeständigkeit ansehen, sodann vor allem in den 90er Jahren, im Zuge der breiten und keinesfalls einstimmigen internationalen

feministischen Rezeption von Judith Butlers „Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity“ sukzessive ausgehöhlt und einem Destabilisierungsprozeß unterworfen worden zu sein.

Welche Problematiken die Dekonstruktion des Begriffs ‚Geschlecht‘, die Auflösung der bislang in der feministischen Gesellschafts- und Kulturwissenschaft als tragfähig angesehene Leitdifferenz ‚sex-gender‘ durch Judith Butler und die Foucault-Rezeption aus soziologischer, politikwissenschaftlicher und geschichtswissenschaftlicher Sicht aufwerfen und welche Konsequenzen sich daraus für die feministische Forschung ergeben, dokumentieren die unter **ÜberBlicke** versammelten Beiträge von *Kornelia Hauser*, *Margret Friedrich* und *Erna Appelt*. Die Autorinnen nehmen vor dem Hintergrund der feministischen Geschlechterdiskussion der 90er Jahre unter anderem mit Bezug auf Schulen, die sich in der feministischen Geschlechterdiskussion seit der neuen Frauenbewegung herausgebildet haben (*Kornelia Hauser*, *Erna Appelt*), nicht nur Re-Lektüren feministischer Theoretikerinnen vor, sondern gehen auch der Frage nach, welche neuen Forschungsperspektiven und praktischen Konsequenzen sich aus einer produktiven Rezeption poststrukturalistischer Theorien ergeben könnten (*Erna Appelt*, *Margret Friedrich*).

Unter **Bilder – und immer wieder anders?** sind Beiträge versammelt, die eines der primären Erkenntnisinteressen der feministischen Wissenschaften, besonders der feministischen Kulturwissenschaften seit ihren Anfängen weiter verfolgen, nämlich jenes der Konstruktion von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen und deren Funktion.

Vor methodische Probleme ganz eigener Art sehen sich dabei die Altphilologie und die Alte Geschichte gestellt. Beide Disziplinen haben nur mehr sehr eingeschränkt die Möglichkeit des Rückgriffs auf außertextuelle Quellen wie beispielsweise auf archäologische Funde oder ikonographische Darstellungen. Sie sind bei der Rekonstruktion der Gesellschaften der Antike vorwiegend auf überlieferte Textdokumente angewiesen, das heißt sie begegnen Text-Welten. Welche Schwierigkeiten sich Forscherinnen dieser Disziplinen entgegenstellen, wenn sie der Beziehung von Text/Fiktion und Realität, von imaginierten Frauenbildern und der tatsächlichen Rolle der Frau in den Gesellschaften der Antike auf den Grund gehen wollen, zeigen *Otta Wenskus* sowie das Autorinnenkollektiv *Sabine Comptoi*, *Brigitte Truschneegg* und *Lisa Noggler*. Zugleich machen sie auch sichtbar, daß die Frage nach den ‚Bildern‘ immer auch die Frage nach ihrer Funktion impliziert – ein Aspekt, dem dann vor allem *Michaela Ralsler* in ihrem Beitrag über die ‚Hysterie‘ und die ‚Hysterikerin‘ im 19. Jahrhundert nachgeht, indem sie zeigt, wie ‚Krankheits‘-Bilder von spezifischen vergeschlechtlichten Machtkonstellationen und Wissenstransformationen hervorgebracht werden und deren Interessen dienen. Ausgehend vom Mutter-Kind-Feld zeichnet *Maria Wolf* nach, warum der medizinische, der pädagogische, der psychoanalytische und neuerdings der Diskurs der Reproduktionsgynäkologie seit dem Übergang zur Moderne ganz bestimmte Konstruktionen von ‚Mutterschaft‘ vorgenommen hat und vornimmt. Die damit verbundenen Verluste für das weibliche Subjekt und die Auswirkungen auf die Gesellschaft werden vor dem Hintergrund der Kritik an der Moderne benannt.

Mit der Macht der ‚Bilder‘, ihren Ausschlußmechanismen und den daraus resultierenden realen Folgen für die Ausbildung musikalisch-künstlerischer Kreativität von Frauen beschäftigt sich *Monika Fink*. Sie beschreibt in ihrem Beitrag nicht nur jene in Musiktheorie und Musikkritik formulierten Ausschlußmechanismen, die seit der Antike für die Verdrängung der Frau aus der produktiven Musikausübung und aus der Musiktheorie verantwortlich waren, sondern dokumentiert auch, daß hiebei durchaus länderspezifische Unterschiede zu berücksichtigen sind. Eine andere Zugangsweise hat dagegen *Ursula Schneider* gewählt: Am Beispiel der in Österreich sehr bekannten Lyrikerin Christine Lavant zeigt sie, wie kulturelle Stereotypen sowie der Erwartungshorizont der Leserin/des Lesers Einfluß auf Rezeptionsprozesse nehmen und unter Ausblendung allen Quellenmaterials zur Produktion eines ganz bestimmten Dichterinnen-Bildes führen und dieses stabilisieren.

Wie positionieren sich WissenschaftlerInnen mit feministischen bzw. frauenspezifischen Erkenntnisinteressen theoretisch und methodisch innerhalb ihres kulturwissenschaftlichen Fachbereiches, welche Denkmodelle unterziehen sie der Kritik, welche Aufschlüsse über gesellschaftliche Machtverhältnisse vermögen geschlechterspezifische Zugänge zu geben, welche Vorschläge zur gesamtgesellschaftlichen Neugestaltung und zur Aufhebung der Herrschaftsbeziehungen zwischen den Geschlechtern entwickeln sie – Dies sind die Leitfragen des Themenschwerpunktes **Andere Blicke – Andere Zugänge**.

Andrea Braidt geht in ihrem Beitrag zum Blickparadigma in der angloamerikanischen Filmtheorie der Frage nach, welche Erkenntnismöglichkeiten feministische Ansätze bieten, wenn es beispielsweise um die Beschreibung der Zuseherin geht und welche theoretischen Grenzüberschreitungen die feministische Geschlechterdiskussion bereichern würden, wenn sie die Film-Rezipientin miteinbezieht. Wie faszinierend der Versuch sein kann, sich an performative Praktiken anzunähern, die sich dem Denken zu entziehen scheinen, zeigt *Helga Peskoller*, wenn sie am Beispiel des extremen Kletterns und der Vorbereitung zum Malen Denk-Schritte nachzeichnet, die einen Weg jenseits der Körper-Geist-Dichotomie im Sinne der Wiedergewinnung des Materials begehen. *Sybille-Karin Moser* spricht sich in ihrer kritischen Sicht auf das Fach Kunstgeschichte für die Reflexion des eigenen Standpunktes aus, von dem Objekte, d.h. in ihrem Fall Bilder, betrachtet werden. Sie fordert eine Rückbesinnung auf den historischen und empirischen Kontext und wendet sich gegen ausgrenzend wirkende Abstrahierungs- und Universalisierungstendenzen, die das generell Problematische von Interpretationsprozessen übergehen. Der Vorschlag, den „Formenergien und den Bedeutungsintentionen oder Ursachen der Bilder“ Platz einzuräumen, könnte neue Einsichten im Hinblick auf die Position von Künstlerinnen im Kulturbetrieb eröffnen. *Wolfgang Meixner* macht deutlich, welchen Erkenntnisgewinn die Einbeziehung der Kategorie ‚Geschlecht‘ im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte bietet. Er dokumentiert exemplarisch an der Unternehmergeschichte und an einer Fallstudie zur „Frauenarbeit im Tiroler Tourismusgewerbe bis 1939“, wie sich das Geschlechterverhältnis in wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen mit all seinen Herrschaftsimplicationen spiegelt. In die scheinbar geschlechtsneutrale Welt der Sprache führt *Manfred Kienpointner*. In seinem Forschungs-

überblick über die feministische Linguistik und in der kritischen Auseinandersetzung mit ihr werden zahlreiche Beispiele für Diskriminierungen von Frauen in der Sprache bzw. für asymmetrisches Gesprächsverhalten angeführt und Vorschläge zu einem tatsächlich geschlechtsneutralen Sprachgebrauch vorgestellt. Aus psychoanalytischer Sicht nähert sich *Sylvia Wallinger-Ge* dem Geschlechter-Thema. Ausgangspunkt ihrer gesellschafts- und kulturkritischen Überlegungen ist ein depravierter Spieltrieb, der im Prädipalen erstarrte Charaktere auch unterschiedlicher Sozialisation (feudal, bürgerlich oder kommunistisch) kennzeichnet und sich u.a. im Glücksspiel oder im Spiel um käufliche Sexualität äußert. Der Blick auf die Kulturgeschichte zeigt jedoch, daß es auch andere Spielformen gibt, deren utopische Potentiale noch zu entfalten wären.

Das Subjekt – das nicht eins ist? – mit diesem Schwerpunkt kehrt der Sammelband zu einer zentralen Frage der feministischen Theorie seit ihren Anfängen zurück und damit zu Simone de Beauvoir. Über die nach wie vor unbestrittene Bedeutung von „Das andere Geschlecht“, über die Aktualität der darin entwickelten Gedanken auch für die gegenwärtige feministische Theoriediskussion sowie über die wenig bekannten Modifizierungen der eigenen Position Simone de Beauvoirs, geht es u.a. im Beitrag von *Ursula Mathis-Moser*. Daß die Frau trotz ihres Ausschlusses als Subjekt und des Verzehrs ihres ‚weiblichen‘ Vermögens, den sie an sich erfährt, dennoch vom Ich weiß und ihr Wissen vielfältig zu erkennen gibt, sei es in lyrischer Reflexion (Droste-Hülshoff), sei es in der Reflexion über Lyrik (Margarete Susman), versucht *Elfriede Pöder* unter Anwendung literaturwissenschaftlicher Feminismen nachzuzeichnen.

Daß sich mit der feministischen Autobiographik der 70er und frühen 80er Jahre die Frage nach dem Subjekt Frau erneut stellt und welche anderen Möglichkeiten ein Ansatz bietet, der die weit verbreitete Rezeption dieser fiktionalen Texte zu Beginn der neuen Frauenbewegung berücksichtigt und sich nicht ausschließlich ideologiekritisch versteht, zeigt *Sibylle Moser* unter Rekurs auf die konstruktivistische Literatur- und Medientheorie.

Andrea Oberhuber wiederum lenkt den Blick auf das Chanson und beschreibt, wie im Zuge der Politisierung nach 1968 Sängerinnen sich als Autorinnen-Komponistinnen-Interpretinnen im Kulturbetrieb zu behaupten suchen und in ihren Chansons bis herauf in die 90er Jahre vielfältige Befreiungsversuche des Ich aus der vorgefundenen Geschlechterordnung formulieren. Das Schlagwort ‚Postfeminismus‘ desavouieren die Schreibweisen österreichischer Autorinnen. Das legt *Sieglinde Klettenhammer* dar. Die Suche nach dem Selbst, nach der Genealogie des weiblichen Geschlechts bzw. die Offenlegung vielschichtiger identitätsvernichtenden Mechanismen, die die weibliche Subjektwerdung verhindern, bilden ein zentrales Thema der Texte österreichischer Autorinnen. Daß in diesem Prozeß fiktionaler Auseinandersetzung den literarischen Verfahrensweisen eine ganz besondere Bedeutung zukommt, macht nicht zuletzt den Unterschied zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten aus. *Monika Jonas* führt die LeserInnen ins Mittelalter und damit auf Spurensuche, die die Frage nach den realen Lebensumständen von Frauen in dieser Zeit ebenso wie die kritische Beschäftigung mit literarischen und nichtliterarischen Frauenbildern oder die Be-

schäftigung mit der Rolle der Frau als Literaturfördererin bzw. ihrer Position als Autorin einschließt.

Daß das Geschlecht sich nicht unbedingt eins sein muß und dennoch oder vielleicht gerade deshalb von **ihrem** vielfältigen Wissen um die Widersprüchlichkeiten, Behinderungen und Auslöschungen **ihres** Vermögens zu berichten weiß, aber auch von **ihrem** vielfältigen Wissen um die Leidenschaftlichkeit dieses Vermögens, das immer noch ihr selbstbestimmtes Sich-in-der-Welt-Erleben und ihr selbstbestimmtes Sich-zu-ih-in-Beziehung-Setzen meint, davon wissen die BeiträgerInnen dieses Sammelbandes auf unterschiedliche Arten und Weisen zu berichten. Ihnen gilt hier noch einmal unser ganz besonderer Dank.

Ebenso herzlich danken wir Astrid Obernosterer, deren so interessierte wie gründliche Korrekturen von unschätzbbarer Hilfe waren. Ein besonderer Dank gilt auch Ruth Frick, die uns ebenso bei der Manuskript-Herstellung geholfen hat. Andrea Pöder hat uns ihre künstlerisch-kreativen Fähigkeiten für die Umschlaggestaltung zur Verfügung gestellt. Danken möchten wir auch Erika Wimmer, der Leiterin des Literaturhauses am Inn. Sie hat uns bei der Organisation der Autorinnen-Lesung mit Sabine Gruber, Elfriede Kern, Emine Sevgi Özdamar und Kerstin Hensel, die zum Rahmenprogramm der Ringvorlesung gehörte, unterstützt. Unser Dank gilt auch dem Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck, Univ. Prof. Dr. Elmar Kornexl, sowie allen Institutionen, die durch ihre finanzielle Unterstützung die Ringvorlesung und die Drucklegung dieses Bandes ermöglichen.

Überblicke

Insgesamt zeigt sich wieder einmal, daß die antiken Ethnographen zwar wertvolle Quellen sind, aber mit äußerster Vorsicht und nur unter Berücksichtigung aller Deformationstendenzen ausgewertet werden müssen. Falsch wäre es, aus der Übereinstimmung oder auch nur Kompatibilität von Details der griechischen Quellen mit Details des archäologischen Befundes auf Zuverlässigkeit der Schriftquellen in jeder Hinsicht zu schließen.

Geschlechterrollen in der antiken Ethnographie

Einleitung (Sabine Comptoi)

Am Institut für Alte Geschichte arbeiten wir seit eineinhalb Jahren an einem Forschungsprojekt mit dem Titel „Realität, Projektion und Topik der Geschlechterrollen in der antiken Ethnographie“. Ziel dieses Projekts ist es u.a., die Rolle und die Bedeutung der Frau in der Ethnographie der griechisch-römischen Literatur näher zu untersuchen. In diesem Zusammenhang haben wir eine Datenbank erstellt, die es über ein Schlagwortregister ermöglicht, Textstellen mit einem Genderbezug aus der antiken Ethnographie schnell zu finden und damit zu arbeiten. Diese Datenbank soll allgemein zugänglich gemacht werden. Bevor wir jedoch anhand von zwei Textbeispielen einen Ausschnitt unserer Arbeit vorstellen, möchte ich einleitend einige allgemeine Prämissen zur griechisch-römischen Ethnographie vorausschicken.

Seit Homer – also seit der zweiten Hälfte des 8. Jhs. – stoßen wir auf das Interesse an fremden Völkern und auf Beschreibungen von Landschaften, Lebensweisen und Kulturen anderer Völker. So beschreibt schon Homer in seiner „Odyssee“ die Erscheinung der Völker, ihre Wirtschaft, die Wohn- und Siedlungsweise, ihre soziale Struktur und ihre Glaubensvorstellungen. Dieses Interesse am Fremden setzt sich in der griechischen Literatur fort und findet einen Höhepunkt sicherlich bei Herodot (5. Jh.), der in seinen „Historien“ auch Beschreibungen von Völkern am Rand der damaligen Welt gibt.

Allerdings ist uns aus den antiken griechisch-römischen Schriften nur eine einzige ethnographische Monographie erhalten, nämlich die „Germania“ des Tacitus (1. Jh. n. Chr.). Alle anderen ethnographischen Darstellungen sind Exkurse innerhalb anderer Werke. Sie sollten zwar andere Kulturen schildern, vielfach sind sie aber auch zur Unterhaltung des Lesers/Hörers eingeschoben, um ihm etwas Abwechslung innerhalb eines historischen oder geographischen Werkes zu bieten. Im folgenden möchte ich einige wichtige Merkmale der antiken Ethnographie darlegen.

Den antiken Autoren war es nur durch Wort und Schrift möglich, ihre Vorstellungen von fremden Völkern zu vermitteln. Der einfachste Weg dazu war jener des Vergleichs. Der Vergleich basiert immer auf den Vorstellungen der Hörer- bzw. Leserschaft; sie sind der Angelpunkt der Beschreibungen der fremden Welt. Das eigene Umfeld, die eigenen Gewohnheiten und Sitten – kurz die eigene Welt – dient als Voraussetzung der Beschreibung; sie ist jedem bekannt und in Vergleichen wird dann dargestellt, was in der fremden Welt anders ist. Die Aufmerksamkeit gilt also all jenem, was von der eigenen Erfahrungswelt abweicht und daher seltsam erscheint. Auf diese Weise war meist auch für Erstaunen gesorgt. Der Ausgangspunkt für die Beschreibung ist also die eigene Umgebung;¹ daran wird

1 Siehe Klaus Erich Müller: Geschichte der antiken Ethnographie und ethnologischen Theoriebildung Bd. 1. Wiesbaden: Steiner 1972. 3.

die Umwelt gemessen und deshalb wird auch verständlich, warum die fremde Götterwelt immer mit Entsprechungen aus der eigenen erklärt wird. Die fremden Götter erhalten die Namen der eigenen Götter. So z.B. bei Herodot I 131: „Die Assyrer nennen Aphrodite Mylitta, die Araber Alilat, die Perser Mitra.“² Oder Caes. Gall. VI 17,1ff.:

Von den Göttern verehren sie hauptsächlich Mercurius.[...] Nach ihm verehren sie Apollo, Mars, Juppiter und Minerva. Von diesen haben sie etwa dieselbe Vorstellung wie die übrigen Völker: Apollo vertreibe die Krankheiten, Minerva lehre die Künste und Handwerke, Juppiter sei der König des Himmels, Mars regiere den Krieg.³

Diese Vorgangsweise wird „interpretatio graeca/romana“ genannt. Aber nicht nur die Götterwelt, auch soziale Gegebenheiten werden – auch heute noch vielfach unreflektiert – durch die Termini der eigenen sozialen Struktur wiedergegeben. So verwendet man z.B. Begriffe wie ‚Ehe‘ oder ‚König‘, verbindet damit automatisch die eigenen Vorstellungen zu diesen Worten, ohne zu überlegen, inwieweit sie auf das, was beschrieben werden soll, wirklich zutreffen. Dieser hinkenden Vergleiche und Darstellungsversuche muß man sich im Umgang mit ethnographischen Beschreibungen immer bewußt sein.

Die Darstellung des Fremden durch eigene Bezüge erlaubt daher in sehr vielen Fällen eher den Rückschluß auf griechisch-römische Verhältnisse als konkrete und nachvollziehbare Aussagen über ein bestimmtes Fremdvolk. In vielen Darstellungen des Fremden kommen die Vorstellungen des Autors und seines Umfeldes dabei oft sehr klar zum Ausdruck. So kann z.B. Kritik an der eigenen Gesellschaft mehr oder weniger versteckt in die fremde Welt projiziert werden: Tacitus formuliert das in seiner „Germania“ (19) folgendermaßen:

Sie [die Germanen] leben darum in umhegter Sittsamkeit, durch keine lüsternen Schauspiele und durch keine aufreizenden Gelage verführt. [...] Denn dort lächelt niemand über Laster, und verführen und sich verführen lassen heißt dort nicht ‚zeitgemäß‘. [...] und mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze.⁴

Auch Justin II 2,14f. (2./3. Jh. n. Chr.) bedient sich der Vorstellung des ‚guten Wilden‘, um seine Moralkritik an seiner eigenen Welt anzubringen:

[...] und ganz und gar wundersam muß es doch scheinen, daß jenen Leuten die schlichte Natur das schenkt, was die Griechen selbst durch die lange Lehre der Weisen und durch die Gebote der Philosophen nicht erlangen können, sondern daß vielmehr ihre hochkultivierte Sitte im Vergleich mit diesem kulturlosen Barbarenvolk den kürzeren zieht. So viel mehr schafft bei jenen die Unkenntnis der Laster als bei diesen die Kenntnis des Guten.⁵

2 Zitiert nach Herodot: Geschichten und Geschichte. Buch I-IV. Übersetzt von Walter Marg. Zürich-München: Artemis 1973.

3 Zitiert nach C. Julius Caesar: Der Gallische Krieg. Bellum Gallicum. Übersetzt und mit einer Einführung und Erläuterungen versehen von Otto Schönberger. München: Artemis 1991.

4 Zitiert nach P. Cornelius Tacitus: Germania. Bericht über Germanien. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Josef Lindauer. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1975.

5 Zitiert nach Pompeius Trogus: Weltgeschichte von den Anfängen bis Augustus im Auszug des Justin. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Otto Seel. Zürich-München: Artemis 1972.

Ein weiteres Merkmal der ethnographischen Beschreibung ist die häufige Reduktion der Darstellung auf Charakteristika, die die fremde Volksgruppe von der eigenen unterscheiden. Damit werden alle Elemente, die als untypisch gelten oder jenen der eigenen Gesellschaft ähnlich sind, gar nicht erst erwähnt.⁶ Die Extremform einer solchen Beschreibung findet man in den Umkehrbildern, die in der Ethnographie gerne gerade in bezug auf Frauenrollen vorkommen.

Ist in der griechisch-römischen Welt die patriarchale Herrschaftsstruktur selbstverständlich, so stellt man die umgekehrte Herrschaftsform, also die Frauenherrschaft, bei fremden Völkern dar. Für diese Spiegelung gibt es verschiedene Varianten: die Herrschaft einer einzigen Frau über ein Volk als Regel- oder als Einzelfall (z.B. Semiramis bei Herodot I 184; Justin I 1,10ff.; Diodor II 4,1ff.), die Existenz eines Volkes, bei dem die Männer Arbeiten wie Weben oder Hausarbeit verrichten (z.B. die Daker bei Justin XXXII 3,16 und die Amazonen bei Diodor II 45,2 und III 53), Völker, in denen die Frauen auch jagen und kämpfen wie die Männer (z.B. Herodot IV 116) oder sogar die Existenz eines Frauenvolkes, das weitgehend ohne Männer auskommt, sie nur zur Fortpflanzung braucht, und das männliche Nachkommen nicht aufzieht (z.B. die Amazonen bei Strabon XI 5,2; Justin II 4,1ff.). Die Umkehrwelt erweist sich also allein im Hinblick auf die Beschreibung der Frauen als sehr facettenreich.

Das Gesagte macht deutlich, daß man nur schwer nach dem Wahrheitsgehalt solcher Beschreibungen fragen kann. Einerseits wegen der eben beschriebenen klaren Bezüge zur eigenen Welt, andererseits auch deshalb, weil sich im Laufe der Zeit in der antiken Literatur Stereotype herausbilden, nach denen bestimmte Völker beschrieben werden, ohne sie auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Diese Vorstellungen bleiben hartnäckig sogar auch dann noch bestehen, wenn man durch die eigene Erfahrung anderes belegen könnte.

Die Voreingenommenheit der Autoren bezüglich der zu beschreibenden Völker ist eindeutig und hat eine lange Tradition. Gewisse Stereotype finden sich ungebrochen über Jahrhunderte hinweg; so werden z.B. nordische Völker immer als besonders aggressiv beschrieben.⁷ Die Skythen weisen für die Griechen ähnliche Eigenschaften auf wie die Germanen für die Römer.⁸ Solche Darstellungen eines Volkes werden immer wieder übernommen und dieselben Motive finden sich durch die Jahrhunderte. Gerade die Tatsache, daß gewisse Stereotype immer wieder verwendet wurden, festigte dann paradoxerweise den Glauben an den Wahrheitsgehalt dieser Beschreibungen.

Der Bekanntheitsgrad von Völkern, vor allem von eroberten Gebieten, änderte sich zwar laufend, es fällt aber auf, daß seltsamerweise gerade die Römer sich mit ihren neuen Erfahrungen, mit ihrem neuen Wissen nicht auseinandersetzen.⁹ Obwohl sie im Zuge ihrer Er-

6 Siehe Allan A. Lund: Zum Germanenbild der Römer. Eine Einführung in die antike Ethnographie. Heidelberg: Winter 1990. 56.

7 Siehe ebenda, 32.

8 Siehe Justin II 3,6 über die Skythen: „Das Volk ist von rauher Art bei Strapazen und Kriegführung, von ungeheurer Körperkraft“, mit den Germanen bei Caesar „de bello Gallico“ VI 21: „Ihr ganzes Leben dreht sich um Jagd und Krieg; von klein auf streben sie nach Ausdauer und Härte.“

9 Siehe Müller (Anm. 1), 13.

oberungen und immer weitreichenderen Handelsbeziehungen eine fundierte Information über Fremdvölker hatten, übernahmen sie einfach die *Topoi* bzw. Stereotype, die noch aus der griechischen Literatur stammten. Das, was bereits in den Köpfen der Menschen festsaß, wurde nicht umgekrempelt.

Noch ein weiteres wichtiges Merkmal ethnographischer Darstellungen: Die Grenzen dessen, was als eigen und als fremd empfunden wird, verschieben sich zwar im Laufe der Zeit, können aber auch zur selben Zeit in einem anderen Umfeld unterschiedlich aussehen. Das heißt, zwei Autoren, die in etwa zur selben Zeit leben und schreiben, aber aus anderen Umfeldern stammen, können Ethnographie, also was als fremd zu beschreiben ist, unterschiedlich interpretieren (z.B. T. Livius und Dionysios von Halikarnassos). Jeder Autor sieht entsprechend seiner Herkunft, seines Umfeldes und seiner Zeit andere Völker und Sitten als fremd an, wobei die Klischees der Fremdvölkerbeschreibung trotzdem erhalten bleiben und weitergegeben werden.

Die Fremdvölkerbeschreibung hat neben der geographischen auch noch eine zeitliche Ebene: Es ist festzustellen, daß typisch ethnographische Elemente häufig in zeitliche Ferne, in die eigene Vergangenheit, projiziert werden. Das Fremde, Andere, Merkwürdige wurde also nicht nur in eine geographisch entfernte Welt übertragen, sondern auch in eine zeitlich entfernte – für die damalige Auffassung aber gleichfalls historische – Welt verschoben.

Die Vermischung der beiden – der zeitlichen wie auch der geographischen Ebene – läßt sich sehr gut an folgendem Zitat aus der „Naturgeschichte“ („*Naturalis historia*“ VII 9) Plinius' des Älteren (1. Jh. n. Chr.) aufzeigen:

Daß es skythische Stämme gibt, die Menschenfleisch essen, haben wir schon erwähnt. Das könnte vielleicht ungläubhaft erscheinen, wenn wir nicht bedächten, daß früher mitten im Erdkreis Völker von solcher Entartung lebten, nämlich die Kyklopen und Laistrygonen, und daß vor kurzer Zeit noch bei den jenseits der Alpen wohnenden Völkern die Sitte herrschte, Menschen zu opfern, was von Menschenfresserei nicht weit entfernt ist.¹⁰

Hier wird die These, daß es in geographischer Ferne Menschenfresser gibt, dadurch bestätigt und untermauert, daß es in – aus unserer Sicht – mythischer Vergangenheit, also in zeitlicher Ferne, Menschenfresser gegeben hat.

Dies zeigt, daß gerade der mythische Bereich bei Forschungen zur griechisch-römischen Ethnographie nicht ausgeklammert werden darf. Ein Beispiel eines Vergleichs zweier Autoren, die eine Frau aus eben diesem mythischen Bereich unterschiedlich darstellen, werden meine Projektmitarbeiterinnen vorstellen.

¹⁰ Zitiert nach C. Plinius Secundus: *Naturkunde*. Herausgegeben und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler. Kempten: Heimeran 1973.

Die Darstellung der Tanaquil bei Titus Livius¹¹ (Brigitte Truschnegg)

1. Einleitung

Es sprechen zwei Gründe dafür, gerade die Geschichte von der Etruskerin Tanaquil in diesem Zusammenhang auszuwählen und darzustellen. Zum einen wird, wie in der Einführung zur antiken Ethnographie von Sabine Comploi dargelegt worden ist, das Befremdliche im Verhältnis der Geschlechter zueinander immer wieder in die mythische Zeit projiziert. Im Falle der Geschichte der Tanaquil handelt es sich um ein solches Beispiel aus der mythischen Frühgeschichte Roms. Zum anderen kann durch einen Vergleich mit der Darstellung derselben Frauengestalt bei Dionysios von Halikarnassos – einem weiteren Autor des 1. Jh. v. Chr./1. Jh. n. Chr. (siehe dazu den Beitrag von Lisa Noggler) – gezeigt werden, wie unterschiedlich diese Figur von zwei Autoren verschiedener Provenienz und mit unterschiedlicher Intention ausgearbeitet worden ist. Deutlich gemacht werden kann, daß es verschiedene Möglichkeiten gibt, sich dieser Figur aus unserer Perspektive zu nähern bzw. sich mit ihr auseinanderzusetzen. Hier soll nun versucht werden, die Besonderheiten der Tanaquil-Gestaltung bei Livius vor allem textimmanent zu klären.

2. Livius: Biographie und Werk

Die Lebensdaten des in Padua geborenen römischen Historiographen Titus Livius werden mit gewissen Unsicherheiten von 59 v. Chr. bis 17 n. Chr. angegeben. Sein Werk mit dem lateinischen Titel „Ab urbe condita“ beinhaltet die Geschichte der Römer von der Gründung der Stadt bis ins Jahr 9 n. Chr. Das monumentale Werk umfaßte ursprünglich 142 Bücher, von denen heute noch die Bücher 1-10 und 21-45 vollständig erhalten sind, während der größere Teil des Werkes nur aus bereits in römischer Zeit abgefaßten Zusammenfassungen, Fragmenten und aus Werken späterer Historiker, die sich auf Livius beziehen, bekannt ist.

3. Einordnung des Livius in die römische Historiographie

Der Umstand, daß die Geschichte der Tanaquil in der römischen Frühzeit anzusiedeln ist, macht ein paar kurze Informationen zur römischen Geschichtsschreibung notwendig. Der werkiternen Chronologie des Livius zufolge ist der Bericht von Tanaquil ans Ende des 7. bzw. an den Anfang des 6. Jh. v. Chr. anzusiedeln. Mit öffentlichen römischen Aufzeichnungen darf man jedoch erst seit dem ausgehenden 4. Jh. v. Chr. rechnen, mit der Entstehung einer römischen Geschichtsschreibung erst gegen Ende des 3. Jh. v. Chr., wobei das Bedürf-

11 Verwendete Werkausgabe: Titus Livius: Römische Geschichte. Bücher I-III. Übersetzt und erläutert von Hans Jürgen Hillen. Zürich-München 1987 [= Tusculum-Reihe]. Titus Livius: Römische Geschichte. Bücher XXIV-XXVI. Übersetzt und erläutert von Josef Feix. Darmstadt 1977 [= Tusculum-Reihe]. Darstellung d. Tanaquil: I 34,4; I 39-I 41,4.

nis, auf eine ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken zu können – wie etwa die Griechen – eine bedeutende Rolle spielt. Für den Zeitraum davor stehen keine nennenswerten schriftlichen Quellen zur Verfügung. Das Bedürfnis nach einer großen Vergangenheit und das gleichzeitige Fehlen entsprechender schriftlicher Informationen führen zu einer in großen Teilen konstruierten frührömischen Geschichte.¹² Die zeitliche Distanz zwischen der hier zu untersuchenden Tanaquil-Episode und dem Einsetzen schriftlicher Überlieferung weist diese deutlich in jenen konstruierten Teil der römischen Geschichte.

4. Intention des Autors

Livius möchte seinen eigenen Angaben zufolge mit diesem Geschichtswerk die Erinnerung an die Taten des „ersten Volkes der Erde“¹³, wie die Römer von Livius bezeichnet werden, aufrechterhalten. Sowohl das Vorbildliche als auch das Verwerfliche soll dem Leser paradigmatisch vorgeführt werden. Wie andere römische Historiographen macht auch Livius das Nachlassen von Zucht und Ordnung für den Niedergang der Sitten und für die großen politischen Krisen verantwortlich. Die Schilderung der Vergangenheit stellt für ihn eine Möglichkeit dar, „sich von den Leiden seiner Generation abzuwenden“.¹⁴ In der Darstellung der frühen Zeit verweist er den Leser vor allem auf die darin dokumentierte Lebensweise, die sich darin spiegelnden Sitten. Dementsprechend groß ist seine Bewunderung für die Taten und die Haltung der Vorfahren in der Frühzeit Roms. Und genau dorthin führt die Erzählung über Tanaquil.

5. Die Erzählung über Tanaquil¹⁵

Livius berichtet von Tanaquil, daß sie einer vornehmen Familie im etruskischen Tarquinii entstammt und mit Lucumo, dem Sohn eines Griechen, verheiratet ist. Dieser Mann verfügt nach Livius zwar über großen Reichtum, kann aber keine Herkunft aus einer angesehenen einheimischen Familie vorweisen. Eine Tatsache, die sich in seiner Zurücksetzung durch die Tarquinier äußert, und unter der Tanaquil, die unter ihrem Stand geheiratet hat, offenbar leidet. Aus diesem Grund beschließt sie, ihre Heimatstadt zu verlassen, und erhofft sich in Rom Anerkennung für ihren Mann. Auf dem Weg dorthin deutet sie ein Adlerprodigium als gutes Vorzeichen für die Zukunft ihres Mannes, eine Fähigkeit, die ihr als Etruskerin von Livius zugesprochen wird. In Rom nimmt ihr Mann den Namen L. Tarquinius Priscus an.

Durch seinen Reichtum, aber auch durch seine Verdienste, erwirbt er sich die Anerkennung des Königs Ancus und wird nach dessen Tod zu seinem Nachfolger gewählt. Tanaquil

12 Die Möglichkeit, daß dabei auch historische Informationen transportiert werden, wird dadurch nicht ausgeschlossen, doch sind diese für den Einzelfall zu prüfen.

13 Liv. praef. 3.

14 Liv. praef. 5.

15 Es werden hier nur jene Passagen der Erzählung zusammengefaßt, die für diesen Zusammenhang Relevanz besitzen.

ist nun Königin. Noch einmal deutet sie eine wunderbare Erscheinung im Königshaus: Einem schlafenden Jungen steht der Kopf in Flammen, ohne daß er dabei verletzt wird. Auf ihre Veranlassung wird der Knabe, Servius Tullius, dem sie eine entscheidende Rolle für die Zukunft ihrer Familie prophezeit, wie ein Sohn aufgezogen und später mit der Tochter des Königs verlobt.

Inzwischen planen die bei der Thronfolge übergangenen Söhne des alten Königs Ancus ein Mordkomplott gegen L. Tarquinius Priscus. Hier tritt Tanaquil noch einmal und tatkräftiger denn je in Erscheinung. Im Augenblick der Tat bleibt sie ruhig und überlegt und versorgt die Wunde des tödlich Getroffenen. Sie übergibt Servius Tullius faktisch den Thron, verlangt gleichzeitig die Rache für den Tod des Stiefvaters und ihren eigenen Schutz. Daraufhin tritt Tanaquil ans Fenster des Königshauses und hält eine Rede vor dem versammelten Volk. Darin verschweigt sie den Tod des Königs, berichtet stattdessen von der Besserung seines Zustandes und fordert das Volk in seinem Namen auf, inzwischen auf das Wort des Servius Tullius zu hören. Im Königsmantel führt dieser an Königs Statt erfolgreich die Amtsgeschäfte durch. Erst als Servius Tullius seine Macht gefestigt hat, wird der Tod des Königs bekannt gegeben. An dieser Stelle endet die Rolle der Tanaquil.

6. Darstellung und Bewertung der Tanaquil im Vergleich mit anderen Frauengestalten bei Livius

Hier ist zunächst festzustellen, daß sich Livius vordergründig in seiner Beurteilung sehr zurückhält, und das, obwohl Tanaquil als jene Frau in die römische Geschichte eingegangen ist, die gleich zwei Männern (ihrem Mann und ihrem Ziehsohn) zum Königtum verholfen hat.

Führt man sich jedoch vor Augen, in welchen Bereichen Tanaquil aktiv und wie sie dabei von Livius charakterisiert wird, lassen sich seine Werthaltungen gegenüber dieser Frauengestalt bereits deutlicher erkennen. Darüber hinaus kann ein Blick auf die Darstellung von Frauen im Werk des Livius allgemein weitere Klarheit verschaffen.¹⁶

Ausgangspunkt für das ‚Aktivwerden‘ der Tanaquil ist der Umstand, daß sie unter der Geringschätzung ihres Mannes leidet. Ihr Standesbewußtsein wird, um es positiv zu formulieren, als sehr ausgeprägt dargestellt. Sie ist in der Folge diejenige, die den Entschluß fällt, mit ihrem Mann die Heimatstadt zu verlassen, und auch diejenige, die über das Wohin entscheidet. Als Motiv nennt Livius, daß sie ihren Mann geehrt sehen möchte. Neben ihrem Standesbewußtsein wird ihr hier auch Ehrgeiz zugeschrieben.

Der Hinweis von Livius, daß Tanaquil, um ihre ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, dafür die Liebe zu ihrer Vaterstadt vergißt, macht bereits deutlich, daß dies aus seiner Sicht heraus negativ zu bewerten ist. Die genauere Definition dieser Liebe zur Vaterstadt als eine „angestammte Liebe“ („ingenita caritas“)¹⁷ verstärkt den negativen Beigeschmack.

¹⁶ Eine Untersuchung generell zum Frauenbild bei Titus Livius von Brigitte Truschnegg ist im Rahmen einer Publikation zu Geschlechterrollen in der antiken Ethnographie in Arbeit.

¹⁷ Liv. I 34,5.

Welche Bedeutung dieser Liebe zur Vaterstadt auch für die Frauen im Werk des Livius zukommt, läßt sich aus einem Überblick aller weiteren Textstellen, die sich auf Frauen beziehen, heraus beantworten. Im Gesamten gesehen und ohne hier auf Details eingehen zu können, läßt sich feststellen, daß bei Livius Frauen kaum in der Öffentlichkeit auftreten. Mit dem Ende der römischen Frühzeit, der mythischen Zeit, reduzieren sich in seinem Geschichtswerk die Darstellungen von Frauen, die in der Öffentlichkeit agieren, dementsprechend drastisch.

Generell gilt: Treten Frauen öffentlich auf, dann muß es dafür gute Gründe geben. An vorderster Stelle rangiert dabei die Liebe zum Vaterland/zur Vaterstadt. Als Paradebeispiel kann hier auf die Rolle der Frauen in der Coriolan-Episode (Liv. II 40) verwiesen werden. Der aus seiner Heimatstadt Rom verbannte Coriolan hat sich mit Feinden Roms verbündet und plant einen Angriff auf die Stadt. Eine Schar von römischen Frauen, unterstützt von der Familie des Coriolan, suchen das feindliche Lager auf. Selbst in dieser Situation fordert seine Mutter von ihm die Liebe zur Heimat und Vaterstadt ein, die letztendlich einen Angriff verhindern soll. Mit dieser erfolgreichen Aktion ziehen die versammelten Frauen beispielgebend in die römische Frühgeschichte ein.

Als sehr extremes Beispiel kann wohl die Geschichte der Horatia (Liv. I 26) herangezogen werden. Der Darstellung zufolge bestreitet ihr Bruder erfolgreich einen Zweikampf für die Römer. Bei dem von ihm Getöteten handelt es sich jedoch um den Verlobten seiner Schwester. Unter den Beutestücken erkennt Horatia nun jenen Umhang, den sie für ihren Verlobten angefertigt hatte. Als sie daraufhin mit Gesten der Trauer seinen Namen ausruft, wird sie von ihrem Bruder mit folgender Begründung getötet: „Weg mit dir zu deinem Verlobten mitsamt deiner unangebrachten Liebe! Vergessen hast du deine toten Brüder und den lebenden, vergessen deine Vaterstadt.“¹⁸ Horatia hatte ihre privaten Interessen über die der Vaterstadt gestellt.¹⁹

Aus diesem Kontext heraus wird die Entscheidung der Tanaquil, die Heimatstadt aus persönlichen Motiven zu verlassen, letztlich doch in ein negatives Licht gerückt.

In einem nächsten Schritt versucht Tanaquil, ihren Mann zur Umsiedlung zu überreden, was ihr Livius zufolge leicht gelingt („facile persuadet“).²⁰

Wenn hier berichtet wird, daß es Tanaquil leicht gelungen sei, ihren Mann zu überreden, so finden sich auch für diese Art der Einflußnahme von Frauen auf ihre Männer verschiedene Beispiele, die allesamt in keinem positiven Licht stehen. Wo Livius über Derartiges berichtet, ist ein schlechter Ausgang beinahe Gewißheit.

Als negativstes Beispiel dieser Art kann wohl die Einflußnahme der Tullia (Liv. I 46-48) auf ihren Schwager gelten. Nach der Beseitigung ihrer Schwester und ihres eigenen Gatten nimmt sie diesen zu ihrem zweiten Ehemann und drängt ihn zum Sturz ihres eigenen Vaters (Servius Tullius). Tullia nimmt nicht nur Einfluß, sie ist selbst im höchsten Maße aktiv im negativen Sinne. Bei der Schilderung dieser Frauengestalt hält sich Livius auch in keiner

18 Liv. I 26,4.

19 Dieses Verhalten hat zwar rechtliche Konsequenzen für den Horatier, doch durch die Unterstützung seines eigenen Vaters, der sein Tun rechtfertigt, wird ihm nur Sühnung auferlegt.

20 Liv. I 34,7.

Weise bedeckt, sondern er arbeitet ihre barbarisch wilden Züge detailliert und unmißverständlich als Negativbeispiel heraus.

Ein weiteres Beispiel stellen die Passagen über die Nachfolgeregelung des Hieron von Syrakus (Liv. XXIV 4-6 und Liv. XXIV 22-26) dar, der unter dem omnipräsenten Einfluß weiblicher Überredungskunst deren Wünschen bezüglich der Nachfolge (Vormundschaft des Thronfolgers durch ihre eigenen Ehemänner) nachgibt. Die Folgen davon und von ihrer weiteren Einflußnahme sind für Syrakus und für die Familie fatal und enden mit der Hinrichtung der als ‚hauptschuldig‘ erkannten Frauen.

Im weiteren Verlauf der Tanaquil-Episode deutet Tanaquil bei der Ankunft in Rom ein Adlerprodigium als ein gutes Omen, als himmlisches Zeichen: Ein Adler entwendet dem L. Tarquinius Priscus im Flug die Kopfbedeckung, um sie ihm dann wieder richtig auf den Kopf zu setzen. Die Fähigkeit der Tanaquil, ein solches Zeichen entsprechend zu deuten, bringt Livius mit ihrer etruskischen Herkunft in Verbindung; er erklärt sie daraus, ohne sie unmittelbar zu bewerten.

Im Gegensatz zu öffentlichen Belangen wird den Frauen in religiösen Belangen von Livius durchaus eine besondere Rolle zugestanden, die sich im Werk immer wieder nachweisen läßt.

Aus den darauffolgenden Kapiteln, die den Aktivitäten ihres Mannes gewidmet sind, wird Tanaquil ausgeblendet bis zum nächsten Prodigium-Wunder. Tanaquil deutet den in Flammen stehenden Kopf des schlafenden Servius Tullius und interpretiert ihn als das Licht, das die Familie einmal beschützen wird. Auf ihre Initiative hin wird der Knabe wie ein Sohn des Königs großgezogen.

Diese Darstellung wird von Livius partiell in Frage gestellt und rationalisiert. Er möchte sich die Erziehung des Knaben eher aus der Freundschaft der Königin mit der leiblichen Mutter, einer ehemaligen Kriegsgefangenen edler Herkunft, erklären und weniger aus dem wundersamen Vorzeichen. Dies kommt aber gleichzeitig einer Reduktion der Tanaquil zugeschriebenen Fähigkeit zur Deutung himmlischer Zeichen gleich.

Als die Königin das nächste Mal aktiv wird, ist der Knabe Servius Tullius bereits erwachsen, und ihr Gatte wird ermordet. Tanaquil läßt sofort das Königshaus schließen, Augenzeugen entfernen und versorgt die Wunde des tödlich Getroffenen. Sie handelt gefaßt und überlegt, doch Livius würdigt dies mit keinem, weder einem positiven noch negativen, Kommentar. Er stellt es lediglich dar.

Die Aktivitäten, die Tanaquil in der Folge setzt, können für römische Verhältnisse mit Sicherheit als ungewöhnlich angesehen werden: Sie, die Königin, übergibt Servius Tullius faktisch den Thron, sie fordert von ihm Rache, ihren eigenen Schutz und sie bietet ihm ihren Rat an, „wenn seine Entschlußkraft gelähmt sei, weil alles so plötzlich komme“.²¹ Tanaquil hat auch in der Darstellung des Livius die Situation fest in der Hand, doch werden auch hier diese ungewöhnlichen Szenen vom Autor in keiner Weise kommentiert.

Dies ändert sich auch nicht, als Tanaquil ihre letzte Aktivität setzt und zum vor dem Königshaus versammelten Volk spricht und es belügt: Keine Stellungnahme des Livius.

21 Liv. I 41,3.

7. Zusammenfassung

Diese eingehendere Untersuchung der Tanaquil-Episode und die Einbettung in das von Livius projizierte Frauenbild hat gezeigt, daß die Zurückhaltung des Livius in einzelnen Elementen offenbar täuscht und diese einen durchaus negativen Charakter angenommen haben.

Erklärungsbedürftig geblieben ist die Zurückhaltung in der Bewertung der Aktivitäten der Tanaquil nach der Ermordung ihres Gatten. Aus diesen kurzen Skizzen, die einen Teil des von Livius entworfenen Frauenbildes wiedergeben, kann jedoch auch diese seine Zurückhaltung verstanden werden. Livius hat in Tanaquil eine Frauengestalt vor sich, die ihm für die Frühgeschichte Roms vorgegeben ist. Sie als negatives Beispiel im anfangs erwähnten paradigmatischen Sinne zu gestalten, ist durch die auch bei Livius in Grundzügen positiv gewerteten Königsfiguren nicht möglich.

Andererseits ist Tanaquils Vorgangsweise mit Livius' Frauenbild unvereinbar und schließt eine positive Bewertung der Tanaquil aus. Berücksichtigt man diesen Gesichtspunkt, ist seine Zurückhaltung durchaus erklärbar.

Zu resümieren bleibt, daß die anfänglich zurückhaltend wirkende Gestaltung der Tanaquil-Figur eine stark negative Färbung bekommen hat, die als Folge des von Livius propagierten Frauenbildes verstanden werden kann, wohingegen er anderen Elementen der vorgegebenen Frauengestalt aus den oben genannten Gründen eine erkennbare Zurückhaltung entgegenbringt.

Durch den im folgenden Beitrag angestellten Vergleich mit der Gestaltung der Tanaquil bei Dionysios von Halikarnassos verstärkt sich dieser Eindruck noch.

Die Darstellung der Tanaquil bei Dionysios von Halikarnassos (Lisa Noggler)

Im folgenden soll an einem weiteren Beispiel, nämlich dem des Dionysios von Halikarnassos, gezeigt werden, wie eigene Wertungen und geschlechtsspezifische Rollenerwartungen des Autors in die Darstellung der mythischen Frauengestalt Tanaquil eingeflossen sind.

Um sich von Dionysios in bezug auf den schon besprochenen Livius eine Vorstellung machen zu können, sollen vorerst die Verbindungen und Unterschiede zwischen den beiden Autoren dargestellt werden.²²

1. Verbindungen

- Dazu gehört die Zeit: Dionysios weist in seinem Werk „Römische Archäologie“ (I 7) selbst darauf hin, daß er ca. 30 v. Chr. nach Rom kam, dort 22 Jahre lang die Sprache der Römer lernte, sich mit ihren Schriften befaßte und dann sein Werk publizierte, das heißt somit um 8/7 v. Chr.

²² Siehe zu Dionysios von Halikarnassos besonders Emilio Gabba: *Dionysius and The History of Archaic Rome*. Los Angeles: University of California Press 1991.

- Weiter dasselbe Objekt, nämlich Rom.
- Schließlich die gemeinsame Quellenbasis: In der Forschungsgeschichte wurde bis in die 60er Jahre Dionysios' umfassende Kenntnis der Quellen angezweifelt. Erst in neueren Werken wurde diese Einschätzung korrigiert, indem man nun allgemein davon ausgeht, Dionysios habe auf dieselbe Quellenbasis wie Livius zurückgegriffen. Diese neue Einschätzung ergibt sich aus dem Vergleich mit anderen Autoren, aus Zitaten in der Archäologie selbst und schließlich aus einigen weiteren Werken des Dionysios.

2. Unterschiede

Sie betreffen die Herkunft und daher ihre kulturelle Provenienz bzw. ihr Vaterlandsbild:

- Dionysios ist Grieche aus Halikarnassos, einer Stadt in Kleinasien, die zur römischen ‚provincia Asia‘ gehört.
- Ferner die Sprache: Dionysios schreibt in Griechisch. Spekulationen über die Begründung dieses Sachverhalts reichen von der Betonung seiner Herkunft bis zu seiner Intention, das griechische Publikum ansprechen zu wollen.
- Aufbau und Länge des Werks: Dionysios beginnt sein 20-bändiges Werk ebenso wie Livius mit der mythischen Frühgeschichte Roms, endet aber mit den Pyrrhuskriegen (ca. 270 v. Chr.), während Livius bis in seine eigene Zeit kommt. Ihren Werken gemeinsam ist daher vor allem die mythische Frühgeschichte. Die gesamte Frühgeschichte Roms stellt Dionysios jedoch ausführlicher als Livius dar. Seine Tanaquil-Passage ist um einiges länger.
- Und zuletzt die Autorenintention: Dionysios läßt in seinem Werk vor allem die folgenden Absichten erkennen:
 - a. Er möchte den Beweis antreten, alle italischen Völker, so besonders auch die Römer, wären griechischer Herkunft. Demzufolge beginnt seine Darstellung der römischen Geschichte auf einem sehr hohen Niveau und verläuft gleichmäßig positiv, ohne Fortschritt und Verfall. Krisen und Mißstände werden so gelöst, daß diese Gleichmäßigkeit keinen wesentlichen Einbruch erfährt.
 - b. Zum zweiten will er seiner Bewunderung für Rom als beste aller Städte, aller Reiche Ausdruck verleihen, indem er einerseits die römische Kultur den Griechen näherbringen möchte und andererseits den Römern ihre eigene Geschichte vorführen will.
 - c. Zudem hat Dionysios seinem Beruf als Rhetoriklehrer zufolge das pädagogische Ziel, die Geschichte niederzuschreiben, weil ihre Kenntnis nützlich – das heißt gut – ist (I 6). Er verwendet dazu ein Stilmittel, das er der von ihm verachteten Redekunst seiner Zeit entgegenstellen möchte. Gemeint ist die attische Redekunst aus dem 4. Jh. v. Chr. (Isokrates, Demosthenes). Auch in der Tanaquil-Episode findet sich diese Redekunst insofern, als Dionysios die Absichten dieser Frau in zwei von ihr vorgebrachten Reden kundtut.

3. Zur Tanaquil des Dionysios²³

Die die beiden Autoren verbindenden Elemente (Zeit, Objekt, Quellenbasis) führen nicht zu einer identen Darstellung dieser mythischen (historisch gedachten) Frauenfigur.

Es folgt nun eine verkürzte Analyse der Tanaquil-Episode bei Dionysios, um in einem Resümee zumindest einen Unterschied zwischen Dionysios und Livius hinsichtlich ihrer Rollenerwartung an Frauen zu benennen.

Es zeigt sich, daß Tanaquil bei Dionysios – im Unterschied zu Livius – ausschließlich positive Züge trägt. Die Auswahl der Attribute, mit denen sie charakterisiert wird, wie z.B. ‚klug‘, läßt sich aufgrund des textimmanenten Vergleichs mit anderen Frauengestalten als eindeutig positiv konnotiert definieren. Zudem wird durch diese Zusammenschau deutlich, daß die Situationen selbst, in denen solcherart attribuierte Frauen in Aktion treten oder beschrieben werden, ausschließlich in gutem Licht erscheinen. Umgekehrt betrachtet heißt das, daß Frauen, die sich gemäß den Rollenerwartungen des Dionysios verhalten, als klug, weiter als schön, aus bestem Hause stammend dargestellt werden.

Dies läßt sich anhand eines Negativ-Beispiels überprüfen: Tullia, die ihrem Mann jenen Rat erteilt, der sie beide zu einem von Dionysios explizit verurteilten Ziel, nämlich zum Mord an ihrem Vater und zur Herrschaft führt, wird trotz ihres zielführenden Rates nie als klug bezeichnet – übrigens auch nicht als schön oder tugendhaft (IV 28f.).

Das positive Bild von Tanaquil und damit ein Teil des Bewertungssystems von Dionysios soll nun anhand einzelner Erzählabschnitte dargelegt werden. Es erhält seine Plausibilität besonders aufgrund der Zusammenschau mit anderen Frauengestalten in Dionysios' Werk.²⁴ Vier dieser Abschnitte sollen hier vorgestellt werden.

3.1. Persönliche Charakteristika

Tanaquil weist in der Darstellung des Dionysios mehrere als positiv erkennbare Eigenschaften bzw. Verhaltensweisen auf. Die Charakterzüge Tanaquils – Vorzüge wie ihr sorgendes und freundliches Wesen sowie ihr Einschätzungs- und Handlungsvermögen in besonderen Situationen – sind erkennbar an der Textkomposition und Sprache (IV 1) Dionysios'.

In bezug auf ihre Fähigkeiten verweist Dionysios mehrmals auf ihre Sehergabe, die sie aufgrund ihrer etruskischen Vorfahren besitzt.

Zunächst deutet sie das Adlerprodigium – übrigens der erste Auftritt Tanaquils, denn im Unterschied zu Livius fällt vorher kein Wort über die Ehe oder ihre Unzufriedenheit mit der Situation ihres Mannes – und stärkt in ihrem Mann das Vertrauen, die Römer würden ihn aus freier Entscheidung zum König wählen. Die Situation wird in III 47 folgendermaßen geschildert:

23 Zitiert nach Dionysius of Halikarnassus: *Roman Antiquities*. Griech. engl. ed. by E. Cary. London: William Heinemann LTD, Cambridge-Massachusetts: Harvard University Press ²1961. Folgende Textstellen wurden herangezogen III 46,3-III 48,1; IV1,1-IV 10,6.

24 Auf die zum Vergleich herangezogenen Passagen mit weiteren Frauengestalten wird aus Platzgründen lediglich in Klammer verwiesen.

Dieses Vorzeichen erschien allen wunderbar und außergewöhnlich. Die Frau des Lucumo namens Tanaquil, die von ihren Vätern her eine hinreichende Erfahrung in der tyrrhenischen Vogelschau besaß, nahm ihn von den anderen beiseite, umarmte ihn und erfüllte ihn mit großer Hoffnung, daß er aus seinem privaten Schicksal zu königlicher Macht kommen werde. Sie riet ihm zu überlegen, wie er von den Römern als Freiwilliger die Macht bekommen würde, indem er sich selbst dieser Ehre als würdig erwies.²⁵

In weiterer Folge der Erzählung stellt sich heraus, daß die Deutung Tanaquils und ihr Rat richtig war, Tarquinius erlangt die Königswürde.

Tanaquils Klugheit und Fähigkeit zur Zeichendeutung wird von Dionysios bei weiteren folgenden Begebenheiten, die Livius nicht erwähnt, hervorgehoben: In bezug auf die Geburt des Servius Tullius berichtet Dionysios von dessen Mutter Okrisia, sie hätte ein aus dem Feuer steigendes männliches Glied am Opferherd des königlichen Palastes vorgefunden. Tanaquil erkennt darin ein göttliches Zeichen und deutet dies dahingehend, daß durch die Verbindung einer Frau mit diesem Glied ein besonderes Kind geboren werden würde. Ihre Prophezeiung wird von anderen Wahrsagern bestätigt und Okrisia durch das göttliche Zeichen geschwängert (IV 2). Selbst wenn die Geschichte zur Erhöhung der Geburt des Servius Tullius dient, so werden wiederum Tanaquils Fähigkeiten eigens positiv hervorgehoben und die Geschichte erhält erst durch sie Aufklärung. An einer weiteren Stelle erwähnt Dionysios, daß Tanaquil nicht zuletzt aufgrund vieler Orakel die Inthronisation des Tullius voraussah (IV 4).

Tanaquils herausragendste Leistungen bestehen für Dionysios in der Inthronisation zweier Männer, besonders aber in der Art, wie sie nach dem Mord an ihrem Mann die Versorgung ihrer Enkel und die Planung und Ausführung der Machtübernahme durch Tullius erfolgreich in die Hand nimmt. An ihrem Einschätzungs- und Handlungsvermögen läßt Dionysios keinen Zweifel aufkommen.

An die Verwaisung ihres Hauses denkend und unter größter Angst, daß die Söhne des Marcus, wenn sie die Macht besäßen, diese Kinder vernichten und die königliche Familie ausrotten würden, befahl sie zuerst die Schließung der Tore des königlichen Hauses und stationierte Wachen davor mit dem Befehl, niemanden hinein oder heraus zu lassen. Dann ordnete sie an, daß alle den Raum, in den sie den sterbenden Tarquinius gelegt hatten, verließen, hielt Okrisia, Tullius und ihre Tochter, die mit Tullius verheiratet war, zurück und sprach, nachdem sie befohlen hatte, die Kinder durch ihre Ammen bringen zu lassen, zu ihnen das Folgende [...]. (IV 4)

In ihrer Rede an die Familie erfaßt sie rasch die gesamte Situation und schätzt sie als besonders gefährlich ein. Sie fordert angesichts der Todesgefahr nicht nur die Rache an den Mördern des Tarquinius, sondern stellt der Familie ihren Plan zur Inthronisation des Tullius vor. Diesen genau ausgeklügelten Überlegungen zufolge erwirkt sie sodann in ihrer Rede an das Volk das von ihr Gewünschte. Ihre Eigenschaften, wie das Vermögen, eine Situation einzu-

25 Die Übersetzungen stammen von der Autorin.

schätzen und sofort zu handeln, werden bestätigt: Alle von ihr erwarteten Reaktionen seitens des Volkes treten in dem selben Maße, wie auch ihr Schwiegersohn die an ihn gerichteten Forderungen erfüllt, ein.

Der Vergleich mit anderen Frauengestalten in Dionysios' Werk bestätigt das Bewertungsmuster: Die Betonung einer Eigenschaft oder Fähigkeit konnotiert die Person insgesamt positiv. Die Frauen, die mit Attributen wie Klugheit, Weisheit oder Umsicht versehen sind, sind ausschließlich jene, die für Dionysios allen Erwartungen entsprechen und daher auch zum Nutzen in der Geschichte agieren (vergleiche II 60f.).

3.2. Die Handlungsmotive Tanaquils

Dionysios streicht die Motive der Handlungen Tanaquils durchgehend klar heraus. Besonders deutlich erkennbar sind die Beweggründe in der Situation nach dem Mord an Tarquinius. In ihren Reden positioniert sich Tanaquil als vorbildliche Ehefrau, als Mutter ihrer Kinder bzw. Großmutter ihrer Enkel, als Schwiegermutter, die nur das Wohl und die Ehre ihrer Familie und sogar ihres Volkes vor Augen hat. Besonders das Wohlergehen der Kinder wird von Dionysios betont, ihr listiger Plan – niemals in negativem Sinn als Lüge bezeichnet – zur Machtübernahme durch Tullius erhält angesichts der bedrohlichen Situation für ihre Familie und angesichts ihres Wunsches einer guten Zukunft für ihre Enkel besondere Dringlichkeit und Legitimation (IV 4). Sie handelt als Matrone und wird auch als solche sogar noch in der Regierungszeit des Tullius bei einem öffentlichen Auftritt miteinbezogen.

Auch hier zeigt der Vergleich mit weiteren Frauengestalten in Dionysios' Werk, daß die Motive ihrer Handlungen an seinen Erwartungen gemessen werden. Beweggründe, die eine umsichtige Ehefrau, eine sorgende Mutter, Familienmatrone oder Retterin des Vaterlandes zum Vorschein bringen, sind in jedem Fall ehrbar; die Mittel, um ihnen zu dienen, werden nicht negativ charakterisiert (vergleiche II 24-26; II 45-47; VIII 39; VIII 43).

3.3. Die Herkunft Tanaquils

Tanaquil wird als Frau aus bestem Hause beschrieben:

[...] Er [der Vater] verheiratete beide Söhne [Lucumon (später Tarquinius) und seinen Bruder] mit Frauen aus den vornehmsten, herausragendsten Familien. (III 46)

Wirft man hier einen Blick auf die Darstellung weiterer Frauen in Dionysios' Werk, so ist zu erkennen, welche Bedeutung er einer herausragenden Herkunft beimißt. Eine solche Beschreibung kennzeichnet nur jene Frauen, die sich innerhalb seiner Rollenerwartungen bewegen und deren Handlungen Zustimmung finden. Die Herkunft aus einer ausgezeichneten Familie zeigt, daß es sich um eine von Dionysios als positiv attribuierte Frau handelt (vergleiche die friedensstiftende Sabinerin Hersilia III 1).

3.4. Die Personen'um Tanaquil

Die Menschen, für die Tanaquil wirkt, ihr Mann (III 48f. und IV 1), Servius Tullius (III 65), ihre Kinder und Enkel, aber auch das römische Volk, werden von Dionysios positiv gezeichnet. Keine Rede ist von unlauteren Mitteln zur Erlangung der Königswürde durch Tarquinius, wie sie etwa Livius beschreibt.

Eine weitere Person im Umfeld Tanaquils, die eine nähere Attribuierung erfährt, ist Okrisia, die Mutter des nachfolgenden Königs und Schwiegersohnes der Tanaquil. Okrisia wird als eine der schönsten und vernünftigsten Frauen beschrieben (IV 1). Wenn sich Tanaquil mit einem schönen, sittsamen Menschen umgibt, so ist im Hinblick auf andere Frauengestalten darauf hinzuweisen, daß derart beschriebene Frauen immer positiv konnotiert werden. Darüber hinaus finden sich auch einige Parallelen zum positiven Einfluß von Frauen auf ihre Umgebung (vergleiche VIII 45f. und VIII 48-53).

Resümee

Aus dem Vergleich zwischen Tanaquil und anderen Frauengestalten im Werk des Dionysios wird deutlich, daß Tanaquil durch Dionysios eine äußerst positive Charakterisierung erfährt, die mithilfe der ausgewählten Erzählelemente darzustellen versucht wurde. Aufgrund des erkennbaren Bewertungsmusters kann der Schluß gezogen werden, daß Tanaquil Dionysios' Erwartungen an eine ideale Frau erfüllt.

Gerade hinsichtlich dieser Erwartungen an Tanaquil zeigt sich ein Unterschied zu Livius. Die Art, wie Tanaquil ihre Ziele erreicht, ist meist durch das Verlassen ihres privaten und informellen Raumes gekennzeichnet, das heißt, Tanaquil betritt auch den öffentlichen Raum²⁶ (politischen, männerdominierten Boden), beispielsweise, wenn sie vom Balkon ihres Hauses eine Rede an das Volk hält und diesem Weisungen erteilt. Aus den Ausführungen zu Livius wurde deutlich, daß dieses Verhalten bei Livius Unbehagen verursacht, das aufgrund der Kenntnis weiterer Passagen als ‚negative Verhaltensweise‘ einer Frau interpretiert werden kann.

In bezug auf Dionysios sind hier die Motive wesentlicher als das Mittel, das Frauen dazu ergreifen oder das Terrain, das sie dazu betreten – nämlich die Öffentlichkeit. Die Kombination ‚Öffentlichkeit und Frau‘ stellt für sich noch keine Kategorie dar, die negativ konnotiert wäre. Weit wichtiger sind die Ziele, die Frauen verfolgen. Solche Ziele und Motive, die für Dionysios die ideale Frau ausmachen, seiner Rollenerwartung entsprechen, sind: Familie, Vaterland, die Rolle als Ehefrau und Mutter.

26 Siehe zu Frauen in der Antike Pauline Schmitt Pantell: Die Antike. In: George Duby/Michelle Perrot [Hrsg.]: Geschichte der Frauen. Bd. 1. Frankfurt/M.: Campus 1993.